



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwert : Roman : (Fortsetzung).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



obald Sibylle den Wagen hinter sich hatte und nicht mehr der Beobachtung ausgesetzt war, veränderte sich die gelassene und stolze Haltung der Dame, und ihr Kopf senkte sich wie in Besorgnis herab. Eine finstere Miene verbreitete sich über ihr Gesicht, während sie die Dorfgasse zurückging und dabei geradezu wegs das Gasthaus anstatt, wie sie gesagt hatte, das Pfarrhaus zum Ziele nahm. Als sie es erreichte, bemerkte sie, daß der Schwarze nicht mehr draußen auf der Bank saß, und sie ging in das Haus hinein und fragte nach ihm.

Die gesprächige Wirtin, sehr erfreut über so eleganten Besuch, knixte einmal über das andre und führte ihn dann, voll Bewunderung über das Rauschen der Seide auf ihrer engen Treppe und über den Wohlgeruch, der sich von diesem staunenswerten Anzuge aus verbreitete, hinauf in Herrn Eschenburgs Kabine, wo der grauhaarige Neger am Fenster in einer englischen Bibel las. Dann blieb sie draußen vor der Thüre stehen, sich in Vermutungen erschöpfend, welche Bedeutung ein solches Ereignis haben könne, und sehr begierig, eine Aufklärung darüber durchs Schlüßelloch zu erlauschen.

Andrew erhob sich, als die Gräfin eintrat, führte sie höflich und als sei er nicht im geringsten durch ihre Anwesenheit überrascht, zum Sopha und blieb mit einem forschenden Ausdruck seines ehrlichen Gesichts in respektvoller Haltung vor ihr stehen.

Gräfin Sibylle blickte in dem kleinen Gemach umher, ehe sie ein Wort sprach, als wollte sie vorsichtig Grund und Boden erforschen, auf dem sie sich zu bewegen habe. Die Fensterläden, ähnlich den Luftklappen der Schiffe eingerichtet, waren zur Hälfte heruntergelassen, sodaß nur ein gedämpftes Licht den Kontrast zwischen der modernen Kleidung der glänzenden Dame und dem

altfränkischen, überaus einfachen Mobiliar der braungetäfelten Stube beleuchtete. Doch bligte die Wasserfläche der sonnigen See von unten her durch den breiten Spalt der Läden herein, und von dort her drang auch ein kühlender Luftzug in die Schwüle des eingeschlossenen Raumes.

Ehe sie noch ein Wort äußerte, erhob sich die Gräfin wieder und ging in der wohlbegründeten Vermutung, daß die Wirtin eine so günstige Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Wißbegierde nicht ungenützt vorübergehen lassen wolle, zur Thür zurück und blickte hinaus. Erst als das eifertige Getrappel der fliehenden Frau sich in den untern Räumen verloren hatte, wandte sie sich zu dem Schwarzen.

Sie sind also jetzt in Deutschland, Andrew, sagte sie mit einer Stimme, die vor innerer Erregung heiser klang. Was führt Sie hierher?

Ich begleite meinen Herrn, den Grafen Eberhardt von Altenswerdt, entgegenete der Schwarze mit ruhigem, wohlbemessenem und nachdrücklichem Tone.

Die Gräfin schwieg eine Weile, und ihr Blick flammte in düsterem Feuer.

Ich könnte Ihnen antworten, Freund Andrew, sagte sie dann höhnisch, daß der Graf Eberhardt von Altenswerdt seit mehr als zwanzig Jahren tot ist. Ihr Verstand ist spazieren gegangen und irrt in der Vergangenheit umher. Befinnen Sie sich, wo Sie sind und mit wem Sie sprechen. Sie werden mir nicht einreden wollen, daß ein Wunder geschehen sei und der selige Graf wieder auf Erden wandle.

Und warum sollte nicht ein Wunder geschehen für die, welche das himmlische Jerusalem suchen, wenn es Gottes Wille wäre, Frau Gräfin? fragte der Schwarze. Wenn die Sünder taumeln und die irdische Gerechtigkeit schweigt, dann tritt der Himmel selbst in die Reihe und macht die Reichen, die Klugen, die Stolzen und die Weltlichen zu Thoren. Denn in den Händen Gottes sind wir nur wie Töpferthon.

Der alte Neger sprach mit einer schwärmerischen Betonung, in der Weise der vereinsamten Gemeinden, in denen er so lange gelebt hatte, und richtete mit gefalteten Händen den Blick nach oben. Aber ein scharfes Lachen der Gräfin antwortete ihm, und er blickte ihr entrüstet in die dunkeln, stechenden Augen.

Reden Sie wie ein vernünftiger Mensch, Andrew, sagte sie. Ich habe solche unklare Beschwörungen schon einmal von Ihnen vernommen, als Sie damals in Paris versuchten, auf die Schwäche meines Gemahls einzuwirken. Wenn Marie Eschenburgs Sohn das himmlische Jerusalem suchte, brauchte er nicht die Reise hierher zu machen. Es würde eine interessante Bereicherung meiner geographischen Kenntnisse sein, wenn ich erführe, daß es in der Provinz Pommern läge. Für mich passen solche Phrasen nicht, und ich komme immer mehr zu der Vermutung, daß Sie ein intriganter Bursche sind, der irgend einen listigen Anschlag mit heuchlerischen Phrasen verschleiern will.

Wie hätte ich einen listigen Anschlag versucht? sagte der Schwarze vorwurfsvoll. Bin ich denn zu Ihnen gekommen, Frau Gräfin? Ich habe ruhig hier vor dem Hause gegessen, und Sie suchen mich auf.

Das sind Ausflüchte! sagte sie herb. Was haben Sie überhaupt hier zu thun? Wie kommen Sie dazu, vom Grafen Altenschwerdt zu sprechen, den Sie begleiteten? Stellen Sie sich doch nicht einfältiger, als Sie sind. Ich sehe doch aus Ihrer Anwesenheit und Ihrem Benehmen, daß jener junge Mann die thörichten Ansprüche seiner leichtsinnigen Mutter —

Die Dame, von der Sie sprechen, ist tot, sagte der Schwarze, sie unterbrechend, mit feierlichem Ausdruck.

Sie ist tot? rief Gräfin Sibylle nach einem tiefen Atemzuge. Nun, und wenn sie tot ist, was suchen Sie dann, und was sucht ihr Sohn hier? Was für eine Bedeutung kann Ihre Anwesenheit hier haben, wenn nicht die eines Versuches gegen meine Sicherheit und Ehre? Haben Sie das nicht schon eingestanden, daß Sie dem Sohne der Marie Eschenburg einen usurpirten Namen und Titel beilegen?

Es ist unnötig, Frau Gräfin, erwiederte der alte Diener, daß Sie so zornig werden. Ihr Vermutungen und Ihr Argwohn sind nicht begründet. Mein Herr denkt nicht daran, Ihre Ehre anzugreifen, und er ist nicht unter dem Titel eines Grafen von Altenschwerdt hier. Wenn ich ihn so genannt habe, so habe ich es nur in der Gewißheit gethan, daß ihm dieser Name und Titel gebührt, obwohl er ihn nicht führt.

Also eine Unverschämtheit auf Ihre eigne Hand! rief die Gräfin erbittert.

Der Schwarze erwiederte nichts, kreuzte aber mit ruhigem Trotz die Arme über der Brust und senkte seine Augen nicht vor dem zornsprühenden Blick der Dame. Ich weiß wohl, daß Sie die Lebenden nicht fürchten, sagte er in einer prophetischen Weise, aber hüten Sie sich vor den Toten!

Sie fühlte einen Augenblick einen unheimlichen Eindruck und sah vor sich nieder. Sie blieb schweigend sitzen und schien zu überlegen, was sie thun wolle.

Wenn Sie klug wären, Andrew, fuhr sie dann mit sanfterer Stimme fort, so rührten Sie keine Geschichten auf, die längst vergessen sind, und an die Ihr Herr selbst, wie Sie sagen, nicht mehr denkt.

Nicht mehr denkt, Frau Gräfin? Ich hätte das gesagt?

Er beweist es durch die That, sagte sie. Er scheint ein stiller, vernünftiger Mensch zu sein, der den Ehrgeiz seiner Mutter nicht teilt.

Der alte Diener antwortete nicht.

Womit beschäftigt er sich denn? Was treibt er? fragte sie.

Er ist Maler.

Maler! Ah! Und weshalb ist er herübergekommen? Konnte er seine Bilder nicht in Amerika verkaufen?

Der Schwarze zuckte, unwillig zu antworten, die Achseln.

Seien Sie nicht so verstockt, sagte die Gräfin. Sie scheinen sich einzubilden, ich wollte Sie ausforschen, ich nähme ein besondres Interesse an den Schritten Ihres Herrn. Wenn ich ein Interesse an ihm nehme, so ist es freundschaftlicher Art, denn ich kann nicht vergessen, wessen Sohn er ist, obwohl diese Kenntnis für mich von zweifelhafter Annehmlichkeit ist. Ich könnte ihm vielleicht förderlich in seinen Bestrebungen sein. Freilich, an Geld scheint es ihm nicht zu mangeln, da er sich den Luxus gestattet, mit einem Diener zu reisen?

Ich habe keine Erlaubnis, irgend welche Mitteilungen über meines Herrn Angelegenheiten zu machen.

Brav, mein alter Andrew, sagte die Gräfin freundlich, indem sie ihre Augen suchend in dem kleinen Gemache umherschweifen ließ. Wenn ich Sie auch gerade nicht liebenswürdig finde, so schätze ich doch die gute Eigenschaft der Diskretion. Aber Sie irren sich über meine Absichten, mein Lieber. Wenn Sie wirklich ein so warmes Gefühl der Anhänglichkeit an Ihren Herrn haben, thäten Sie klüger, nicht so zugeknöpft zu sein. Ich will ihm wohl. Wie man mir sagte, war er bei einem Rechtsanwalt in Berlin, um dort seine Papiere zu deponiren. Das läßt mich auf seine Absicht schließen, einen Prozeß anzufangen.

Sie irren sich, Frau Gräfin. Mein Herr ist nicht in Berlin gewesen.

Vielleicht wissen Sie es nicht. Mir ist bekannt, daß er Papiere zweifelhaften Wertes deponirt hat.

Papiere zweifelhaften Wertes? fragte der Schwarze unwillig. Sie wissen so gut wie ich, Frau Gräfin, welchen Wert die Dokumente haben, auf welche Sie zielen. Wenn mein Herr hier wäre und sie Ihnen zeigen wollte, so würden Sie anders sprechen.

Wirklich? fragte sie. Ach, mein Lieber, Sie reden freilich, wie es einem treuen, frommen Diener ansteht, der Sie immer waren. Aber ich bezweifle doch, daß Ihre Kenntnis der Gesetze groß genug ist, um über diese Dokumente ein vollgiltiges Urteil zu haben. Nicht wahr, sie liegen dort in der Kassette?

Sie zeigte bei diesen Worten auf den dunkeln, mit glänzendem Silber belegten Kasten, der seinen Platz auf der altertümlichen Kommode hatte und auf dessen Beschlag sie ein ihr wohlbekanntes Wappen eingravirt entdeckte.

Der Schwarze machte eine unwillkürliche Bewegung, die der scharfen Beobachtung der Gräfin nicht entging, aber faßte sich schnell wieder und sagte, daß er es nicht wisse, und daß es ihn nichts angehe.

Die Gräfin erhob sich, ging auf die Kommode zu und betrachtete das erinnerungsvolle Erbstück. Indem sie überzeugt war, daß es jene Schriftstücke verschlossen hielte, die für sie von der größten Wichtigkeit waren, zog es sie mit magnetischer Gewalt an, und sie hätte gar zu gern Gewißheit gehabt.

Ach, Andrew, sagte sie mit einschmeichelndem, traurigem Tone, wenn Sie wüßten, wie wenig Sie die wahre Natur meiner Gefühle gegen die unglückliche

Marie und ihren Sohn kennen! Dies beklagenswerte Mißtrauen, dem ich auf dieser Seite immer begegnete, ist die eigentliche Schuld an der Entfremdung zwischen Menschen, die sich nahe stehen sollten. Ihnen gegenüber mache ich gern meinem Herzen Luft, denn ich weiß, daß Sie ein ehrlicher, wohlmeinender Mann und der treueste Freund, wenn ich so sagen darf, jener bedauernswerten Dame waren. Ich versichere Ihnen, Andrew, wenn es nur auf mich ankäme, so sollte das herzlichste Einvernehmen zwischen mir und den Eschenburgs immer geherrscht haben. Denn schließlich — was ist der Grund dieser Feindschaft? Nichts als die Schuld eines Mannes, der lange schon nicht mehr unter den Lebenden weilt und dem wir nichts mehr nachtragen dürfen. Ja ich gehe sogar soweit, zu glauben, daß Ihre verstorbene Gebieterin, mein lieber Andrew, sich im Ernst eingebildet hat, sie wäre mit dem Grafen Altenswerdt verheiratet gewesen. Ist es nicht so?

Der Schwarze hörte voll Argwohn diesen Worten zu. Gewiß, sagte er, hat sich meine selige Lady das eingebildet. Aber sie hat es sich nicht nur eingebildet, sondern gewußt.

Die Gräfin zuckte die Achseln. Als ob ein so stolzer Mann, wie mein Gemahl, jemals ein Bürgermädchen geheiratet haben würde! entgegnete sie. Doch das verstehen Sie nicht, Andrew. Sie kennen die Verhältnisse der europäischen vornehmen Welt nicht. Es ist ganz unmöglich, sage ich Ihnen. Sie meinten, wenn Ihr Herr hier wäre, würde er mir die Dokumente zeigen, auf welche sich Mariens Glaube gründete. Da er nun nicht hier ist — wollen Sie sie mir nicht zeigen? Gewiß ist ein so vertrauenswürdiger Mann wie Sie im Besitz des Schlüssels zu dieser Schatulle.

Andrew schüttelte den Kopf. Ich bedaure, daß ich Ihren Wünschen in keiner Weise nachkommen kann, Frau Gräfin.

Es ist schade, sagte sie. Mit so leichter Mühe könnte diese Mißhelligkeit zwischen Ihrem Herrn und mir beigelegt werden. Und das würde nur zu seinem Vortheile sein. Ich könnte ihn protegiren, mein lieber Andrew. Er ist ein unbekannter, freundloser Mann in diesem Lande. Ich könnte ihn mit reichen und vornehmen Leuten bekannt machen, die ihm seine Bilder abkaufen.

Sie beobachtete sorgfältig die Miene des Schwarzen, ob nicht etwa doch ein Eindruck ihrer Worte bei ihm zu entdecken sei, sie überlegte, ob es vielleicht ratsam wäre, durch ein Anerbieten von Geld sich diesen Mann gefügig zu machen. Aber sie konnte kein günstiges Zeichen in seinem Wesen wahrnehmen und fürchtete, durch den Versuch der Bestechung diesen erprobten langjährigen Diener völlig argwöhnisch zu machen.

So entschloß sie sich denn, sich mit der Erfahrung zu begnügen, daß die bedeutungsvollen Schriftstücke, welche sie zu sehen wünschte, sich in diesem Zimmer und dieser Kassette befänden, und trat unter der Maske der Freundlichkeit ihren Rückzug an.

Teilen Sie Ihrem Herrn mit, daß ich hier war, sagte sie, indem sie dem Schwarzen ihre Hand herablassend entgegenreichte. Er wird sich vielleicht bewogen finden, mich aufzusuchen. Ich wohne hier in der Nähe in der Heilanstalt zu Fischbeck. Leben Sie wohl, mein braver Alter! Ich gratulire Herrn Eschenburg zu einem so vortrefflichen, zuverlässigen Diener.

Ihr Gesicht war ganz Güte und Leutseligkeit, als sie so sprach, aber der Schwarze hatte die Empfindung, einer schönen Schlange gegenüberzustehen. Er verneigte sich tief, aber er ergriff nicht die ihm gnädig gereichte Hand, auch entgegnete er nichts, sondern begleitete schweigend den vornehmen Besuch bis hinaus an die Thür des Wirtshauses, von wo er der Dame mit sorgenvollem Blick nachsah, so lange, bis die Biegung der Dorfstraße die schlanke Gestalt in dem eleganten Anzuge aufnahm.

Gräfin Sibylle kehrte langsamen Schrittes und mit nachdenklich gesenktem Kopfe zum Wagen zurück. Der Ausdruck von Freundlichkeit war völlig aus ihrem Gesicht verschwunden.

Du hast eine lange Unterhaltung mit dem Pfarrer gehabt, sagte ihr Sohn Dietrich, als sie zurückkam.

Sie sah ihn mit zerstreuter Miene an, ohne zu antworten, stieg ein und ließ auf dem nächsten Wege zurückfahren. Sie war zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, um ihre Begleitung zu beobachten, sonst würde sie vielleicht in dem Aussehen des jungen Mädchens Anzeichen entdeckt haben, welche ihr einigen Verdacht hinsichtlich der Beziehungen desselben zu ihrem Sohne eingeflößt hätten. Die jungen Leute hatten einen Spaziergang unternommen, um im Schatten des Waldes der glühenden Luft der Landstraße zu entgehen. Trotzdem waren Fräulein Glocks Wangen sehr erhitzt.

Aber Gräfin Sibylle achtete nicht darauf. Ohne ein Wort zu reden legte sie den Heimweg zurück. Sie schien sehr ermüdet, und ihre Nerven schienen in fieberhafter Spannung zu sein. Mehrere male flog ein Bittern durch ihre Gestalt, wie Dietrich mit Besorgnis bemerkte. Er wagte jedoch keine Frage an sie zu richten, indem er sich der übeln Aufnahme erinnerte, die seine Bemühung mit dem kölnischen Wasser gefunden hatte. Gräfin Sibylle blickte mit düsterm Auge in die Landschaft hinein, ohne zu sehen, was die Außenwelt ihr in wechselnden Bildern vorführte. Sie sah nur die Gestalten der Erinnerung in ihrer eignen Seele. Sie blickte viele Jahre zurück und sah Dinge, welche sich mit dem Staube der Vergessenheit verhüllt zu haben schienen, in frischer, blendender Neuheit wieder vor sich auftauchen, den Wandgemälden im alten Pompeji gleich, die aus Schutt und Asche hervor das Leben des lustigen Badeorts nach zweitausend Jahren dem Blicke der Neuern vorführen. Sie sah im Geiste ebenfalls eine lustige Zeit vor sich, Jahre der Frivolität, die plötzlich wie durch den Ausbruch eines Vulkans mit Asche überschüttet wurden. Sie sah einen Mann vor sich, unvergleichlich an Grazie, unvergleichlich an Kühnheit, dessen

Lächeln über alles, was Menschen heilig zu sein pflegt, noch jetzt so lebendig und aufreizend vor ihr auftauchte, daß sie die Lippen zusammenpreßte und die Stirne faltete, wie damals vor fünfundzwanzig Jahren, als dies Lächeln sie in den Abgrund stieß.

Wohin waren jene Jahre, wohin jene Glut der Empfindungen, die dem Leben Wert gab, wohin jene Liebe, jener Haß? Es wäre besser gewesen, damals zu sterben, als einer thörichten Klugheit zu folgen und ein Dasein fortzusetzen, dessen Blüte verweltet war, und eine Bürde sich aufzuladen, die der Mühe des Tragens kaum wert war. Was hatte die Vermählung mit dem ungeliebten Manne ihr gebracht, als eine unendliche Reihe jener grauen Tage, die der Mühe sie zu beginnen und zu enden nicht lohnen, und als eine Kette von Verpflichtungen und Sorgen und Eitelkeiten, die sich unzerreißbar immer fester und dichter schlang und die doch nur ein Spinnwebgewebe blieb, so stark und schwer sie auch trügerischerweise aussah? Waren für die Gräfin Sibylle ihre Stellung im Leben, ihr Rang, ihr Vermögen und ihre Pläne, war ihr Sohn selbst wirklich eine ernsthafte Sache, so ernsthaft, daß sie von neuem einen Kampf darum anfangen sollte?

Gräfin Sibylle biß die Zähne zusammen, und Pläne der verschiedensten Art zuckten durch ihr Gehirn.

Konnte sie den Versicherungen des alten Negers Glauben schenken, daß der Sohn jener Frau, die sie von jeher für ihre schlimmste Feindin gehalten hatte, sich ohne jede Absicht der Rache nach Deutschland begeben habe? Es war ganz undenkbar. Es war garnicht anzunehmen, daß er auf Ansprüche verzichten sollte, die ihm einen so stolzen Namen in Aussicht stellten. Es war unmöglich zu glauben, daß er hierher gekommen sei, wenn er nicht die Absicht hatte, sein vermeintliches Recht geltend zu machen. Wenn er dies aber wollte — welche unübersehbare Reihe von Unannehmlichkeiten, von Gefahren, von Schrecknissen der drohendsten Natur stiegen vor ihr auf!

War es nicht beunruhigend, daß der Schwarze so stumm war? Lag nicht der Ruhe, mit welcher sich die Leute in dem kleinen Gasthose, Herr und Diener, anscheinend verhielten, eine böse Absicht zu Grunde? Jene Frau war tot, und ihr Sohn hielt sich in Deutschland auf, hier, ganz in ihrer Nähe, ohne daß sie, die Gräfin, irgend etwas davon erfahren hatte — glich das nicht einer im stillen schleichenden Verfolgung? Sie hatte eine Miene der Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit gezeigt. Nicht in wahrer Herzensmeinung, sondern um den alten Diener sicher zu machen und ihn auszuforschen. Aber war es nicht vielleicht das Klügste, diese Miene beizubehalten und eine Politik zu verfolgen, die dieser Miene entsprach? Konnte sie nicht am besten aller Sorge und Gefahr entgehen, indem sie jenem jungen Manne, der ihre Ruhe bedrohte, freundschaftlich entgegenkam? Vielleicht suchte er nur solche Vorteile zu erringen, welche er erreichen konnte, ohne daß er die Gräfin und ihren Sohn im Besitz ihres Namens, Titels und Vermögens anzugreifen brauchte.

Aber nein! Wenn sie an eine Äußerung ihres verstorbenen Gemahls zurückdachte, die dieser vor unendlicher Zeit einmal im Borne gethan hatte, die ihr aber unvergeßlich geblieben war, so konnte sie sich einer solchen Hoffnung nicht hingeben. Sie sah jenen Augenblick noch lebhaft vor sich, wo sie in einer Scene ehelichen Zwistes ihm sein Verhältnis zu Marie Eichenburg vorgeworfen und in Hinsicht auf diese und deren Sohn Ausdrücke gebraucht hatte, die bestimmt waren, ihren Gemahl zu kränken und jene zu beschimpfen. Wenn es wirklich jemanden giebt, hatte er in äußerster Aufregung geäußert, auf den die Namen passen, die du gebraucht, so ist es niemand anders als du selbst und deine Brut! Jener aber gebührt dein Titel und unser Vermögen! Mancher Tag und manche Nacht war seit jener Minute verflossen, aber diese Worte und der Blick des Grafen waren noch so hörbar und so sichtbar für sie, als seien sie erst gestern auf sie gefallen. Sie hatte sie niemals verziehen, und sie konnte nie mehr ohne Furcht an jene beiden denken, die sie immer gehaßt hatte. Nimmermehr wollte sie die Hand zur Versöhnung bieten.

Sie blickte seitwärts nach ihrem Sohne hin, der besonders im Profil mit dem schwach entwickelten Kinn und den üppigen Lippen soviel Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte, und sie sah wieder jenen Verstorbenen vor sich, den sie wohl oft zu beherrschen geglaubt hatte in seiner weichen Nachgiebigkeit, der aber immer wieder in unberechenbarem Aufblitzen einer neuen Idee ihr Zoch abgeschüttelt und sich gefürchtet gemacht hatte. Jener sonderbare Charakter mit seiner Liebe zum Schönen, seiner feinen Klugheit, seiner maßlosen Leidenschaftlichkeit und seinem Mangel an Beharrlichkeit schien ihr nur zu sehr auf den Sohn vererbt zu sein. Sie preßte die Lippen verächtlich zusammen, wenn sie bedachte, was dieser Sohn ihr jetzt sein könnte, wenn er so wäre wie sie selber, entschlossen, zuverlässig und thatkräftig. Aber so, wie er war, konnte sie nicht daran denken, ihn zum Genossen ihrer Gedanken zu machen. Sie mußte allein denken und allein handeln, und ihre Liebe zu ihrem Sohne mußte, obwohl er jetzt ein Mann war, noch immer jene beschützende Liebe sein, die sie dem Kinde gewidmet hatte. Sie mußte den bevorstehenden Kampf für ihn und für sich selbst aufnehmen.

Aber wie? Was sollte sie thun? Sollte sie warten, bis sie angegriffen wurde? Für Gräfin Sibyllens nervöses Temperament paßte das Warten nicht. Sie wollte dem Angriff zuvorkommen. Sie wollte in der sichern Erwartung, daß sie einer Anfechtung ihrer Stellung und ihres Besitzes entgegengehe, die erste auf dem Kampfplatze sein.

Sie war ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen, als ob sie dort Rat finden würde, was zu thun sei. Der Wagen schien ihr gleich einer Schnecke vorwärts zu kriechen, und sie rief dem Kutscher nach langer Stille so plötzlich ein antreibendes Wort zu, daß sowohl Dietrich wie Fräulein Glock, die sich in stiller Zufriedenheit einander heimlich ansahen, überrascht und erschrocken zusammenfuhrten.

Nach der Ankunft in Fischbeck ging sie eilends auf ihr Zimmer, schloß sich ein und warf sich, die Stirn mit den Händen bedeckend, ratlos und grübelnd auf das Sopha.

Vierzehntes Kapitel.

Gräfin Sibylle würde noch unruhiger gewesen sein, wenn sie hätte sehen können, was sich an diesem selben Nachmittage nur wenige Stunden von ihr entfernt zwischen Dorothea und dem jungen Manne zutrug, den sie einen Usurpator nannte.

Baron Sextus hatte, von dem prachtvollen Wetter veranlaßt, ebenfalls eine Ausfahrt unternommen und stattete in Begleitung seiner Tochter dem Grafen einen Besuch ab. Der Gedanke, dies zu thun, war von Dorothea ausgegangen, welche der Meinung war, daß die Höflichkeit gebiete, die vielfachen Besuche des Grafen während des Barons Krankheit sobald als möglich zu erwiedern. Sie saß während der Fahrt mit sehr glücklichem Gesicht neben ihrem Vater, und ihr Blick eilte dem schnellen Gespann voraus. Es war derselbe Weg, den sie mit Eberhardt zu Pferde von der Behausung des Grafen heimwärts gemacht hatte, und es gab eine gewisse Stelle auf diesem Wege, unter dem Laubdach gewisser Bäume, an welcher in dem Augenblick, wo der leichte Wagen vorüberrollte, ein Erröten und ein Lächeln über das von dem breitrandigen Strohhut beschattete Mädchengesicht huschten.

Es ist doch ein bißchen wärmer, als ich dachte, sagte der Baron, indem er die von Dorotheens zierlichen Fingern gehäkelte Decke von seinem leidenden Fuße zurückschob.

Am Strande wird es kühler werden, entgegnete sie. Ich merke schon die frischere Luft.

Der Graf hatte von seinem Hause aus das Kommen des Wagens bemerkt und ging dem Besuche bis an die Gartenthür entgegen. Es konnte nicht vor dem Hause selbst vorgefahren werden, und er bot dem Baron den Arm, um ihn durch den Garten hinaufzuführen. Dorothea schüttelte er die Hand, und ein Blick vertrauten Einverständnisses, der an die letzte Unterredung zwischen beiden erinnerte, ward zwischen ihnen ausgetauscht.

Es ist eine verwetternete Geschichte mit dem Podagra, sagte Baron Sextus, links auf den Arm seines Freundes, rechts auf seinen Rohrstock gestützt, indem er bergan stieg. Aber ich denke, die Geschichte ist nun wohl so ziemlich wieder vorbei. Ich kann gar nicht beschreiben, wie ich mich darnach sehne, wieder zu Pferde zu sitzen.

Wenn es Ihnen hier nicht zu windig ist, sagte der Graf, vor dem Hause anhaltend, so setzen wir uns hier draußen. Was meinen Sie, Herr Nachbar?

Dem Baron gefiel der Platz, und er meinte, der Wind sei nur erfrischend. So setzten sie sich denn unter dem Vorbau mit den hölzernen Säulen nieder, und der Graf ließ Sherry und Sodawasser zur Erquickung auftragen.

Das Meer war heute hell und klar und still. Es spiegelte die strahlende Bläue des Himmels wieder, und seine flimmernden Wellen wurden anmutig vom Westwind geschaukelt und spülten mit leisem Rauschen zum Strande hin. Dorothea verfolgte mit träumerischem Sinnen den Gang der silberglänzenden Häupter, die sich in unermüdlicher Reihenfolge aus der leicht bewegten Fläche erhoben und allmählich anschwellend heranzogen, um in der Nähe des Landes vornüberzubrechen und eine flache Schicht des flüssigen Elements über den Sand hinauszuschicken. Doch war der Fluß ihrer Gedanken nicht so ruhig wie die Meerflut, in deren Anblick sie sich versenkte. Ein geheimes Fieber brannte innerlich in ihr und verlieh den Träumen, die ihre Sinne umgaukelten, einen phantastischen Zug. Es war dem Gefühl des Glückes, das sie erfüllte, ein geheimes Bangen beigemischt, und sie suchte in den spielenden Wogen eine Beruhigung ihrer ungleichmäßig bewegten Seele. Und immer wieder hob sich ihr Blick von der Brandung zu ihren Füßen nach dem Horizont empor und schweifte nach der Seite hin, wo ein Fischerdorf lag, das wichtig für sie geworden war.

Bedeutungslos, fast wie das Rauschen des Wassers, klang die Unterhaltung der beiden Herren für ihr Ohr. Wie gewöhnlich, hatte sich deren Gespräch nach der ersten Erörterung des Podagraanfalls auf die Kavallerie gewandt, und Baron Sextus gab seinem Mißfallen an der modernen Art der Zäumung rückhaltlos Ausdruck.

Ich habe mich seit fünfzig Jahren gründlich mit dieser Sache beschäftigt, sagte er, und ich bilde mir deshalb ein, sie zu verstehen. Aber in der jetzigen Zeit hat man in den Regimentern natürlich wichtigeres zu thun, als darauf sein Studium zu richten. Wenn die Herren jetzt eine Randare so legen können, daß sie nicht durchfällt, so glauben sie das Alpha und Omega der Kunst zu haben. Damit hat ihr Wissen ein Ende. Aber ich behaupte, die meisten verstehen auch das nicht einmal. Welche Verwandtschaft und Übereinstimmung zwischen der Form der Randare und dem Maule des Pferdes oder nun gar dem Temperament des Tieres bestehen muß, davon hat heutzutage kein Mensch mehr eine Ahnung. Wenn der Gaul störrig ist oder steigt oder durchgeht, so denken sie, es sei die Schuld des Tieres. Und es ist doch jedesmal die Schuld des Reiters. Die fängt aber mit der falschen Zäumung an, wozu dann natürlich noch eine unsinnige Behandlung kommt. Wenn Mensch und Pferd sich nicht vertragen können, so liegt die Schuld immer am Menschen, denn das Pferd handelt, wie die Natur ihm vorschreibt, und die irrt sich nicht. Ich darf wohl behaupten, daß ich Erfahrung im Reiten habe, und Eure Exzellenz wissen, daß meine Pferde immer die Bewunderung derer erregen, die sie reiten. Aber es

giebt nur zu viele, die zufrieden sind, wenn sie dahin kommen, wohin sie wollen, einerlei, ob sie ein Pferd oder einen Hammel unterm Leibe haben.

Baron Sextus war in seiner Beurteilung der Reitkunst der Neuzeit im Vergleich zu früheren Zeiten nicht milder geworden durch die Schmerzen, die er in seinem Fuße verspürt hatte, und verteidigte seine Meinung gegenüber den Einwürfen des Generals, der heute wie immer zu einer nachsichtigen Anschauung neigte, mit vielen Gründen. Beide Herren waren so vertieft in ihr Gespräch, daß sie darüber nicht bemerkten, was Dorothea mit klopfendem Herzen schon lange wahrgenommen hatte, daß nämlich ein Segel am Horizont aufgetaucht war, welches unter günstigem Winde mit großer Schnelligkeit herankam.

Erst als dasselbe ganz in der Nähe war und die Männer im Boote Wiene machten, anzulegen, fiel es dem Grafen auf, und er zeigte es seinem Freunde.

Es befand sich eine kleine Bucht ganz in der Nähe der Besitzung des Grafen, welche tief eingeschnitten gleich einem Hafen war, und wo auch ein Boot auf dem Sande lag, das von den beiden jüngern Degenhards zum Fischfang benutzt ward. Hier herein bog das kleine Fahrzeug, zog sein Segel ein und stieß auf den Strand. Ein Mann mit hellem Strohhut sprang heraus und kam, mit einer Mappe unter dem Arm, herangeschritten.

Ich glaube wahrhaftig, das ist unser Freund Eschenburg, sagte der Baron vergnügt. Der will Eurer Excellenz Aussicht konfiszieren. Ein fleißiger junger Herr!

Der Graf warf einen prüfenden Blick auf Dorothea, konnte aber ihr Gesicht nicht sehen, da sie, scheinbar unbekümmert um den Ankömmling, mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf dem Boden zeichnete und nach unten sah, sodaß sie von ihrem Hute gegen Beobachtung von dieser Seite aus gedeckt war.

Allerdings scheint es der Maler zu sein, sagte der Graf bedächtig.

Die großen sibirischen Hunde, welche zu Füßen des Grafen geschlafen hatten, richteten ihre Köpfe auf und rannten mit tiefem Gebell dem jungen Manne entgegen, der jetzt den Hügel heraufkam und bald mit höflichem Gruß vor der kleinen Gesellschaft stand. Es ward ihm ein Platz auf der Bank und ein Glas angeboten, und die Unterhaltung bewegte sich mit scheinbarer Ungezwungenheit weiter. Doch sah der Graf wohl, daß Dorothea und Eberhardt es geflissentlich vermieden, einander anzusehen, und er wunderte sich über seinen Freund, den Baron, der völlig arglos und nur erfreut über die Gegenwart eines Mannes war, welcher seine Ansicht über die Zaunkunst bestätigen sollte.

Was wird aus diesem Zustande der Dinge werden? fragte er sich besorgt.

Ich hatte die Absicht, von dem Thurme aus mit Eurer Excellenz gütiger Erlaubnis eine Skizze des Blicks nach Nordwesten aufzunehmen, sagte Eberhardt nach einer Weile. Aber ich sehe, daß das Meer zu hell ist. Es blendet.

Es wäre wohl für Ihre Absicht rätlicher, am Morgen den Thurm zu besteigen, sagte der Graf mit einem besondern Blick, bei dem Eberhardt sich in

die Lippe biß. Denn dann würden Sie die Sonne im Rücken haben, während sie Ihnen nachmittags auf dem linken Auge liegt.

Es ist wahr, entgegnete Eberhardt. Ich will es für heute aufgeben.

Wie lange sind Sie von Scholldorf unterwegs gewesen? fragte der Baron.

Etwa zwei Stunden, wir hatten sehr guten Wind.

Der wird Ihnen aber auf dem Rückwege konträr sein.

Ich habe daran gedacht, und beabsichtige, zu Fuß zurückzukehren.

Eberhardt war einsilbig. Er dachte über den Blick des Grafen nach, und es regten sich in ihm widerstreitende Gefühle. Handelte er recht, indem er sich dem mächtigen, süßen Zuge seiner Empfindung überließ? Er hatte auf der Fahrt hierher mit Entzücken an die Stunden gedacht, die er in der Gegenwart Dorothens verbringen würde, und hatte in der Erwartung dieses Glückes die Bedenken zum Schweigen gebracht, die sich ihm entgenthürmten, wenn er an seine Stellung in der Welt dachte. Zu Zeiten bäumte sich in ihm eine wilde Entschlossenheit auf, die Ansprüche geltend zu machen, welche ihm zustanden, dann aber wieder standen das Duldergesicht der Mutter und sein eignes Versprechen vor ihm, und verschloß dem Ehrgeiz die Thür. In diesem Augenblicke fühlte er seine Brust qualvoll bedrückt.

Was ist es, was mir die Ehre gebietet? fragte er sich, und welche Art von Ehre ist es, der ich folgen soll? Ist es die Ehre, welche sich auf die Meinung der Welt gründet, oder ist es die, welche die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit zum Fundamente hat? Und sind beide wirklich für mich in Zwiespalt miteinander? Werde ich, wenn ich meinen wahren Namen und Titel offenbare und mich so über den Wunsch meiner seligen Mutter und das eigne Versprechen hinwegsetze, noch in meinem Innern dies Gefühl beständiger Zufriedenheit mit mir selbst haben, welches die erste und einzige Bedingung des Glückes ist? Werde ich aber nicht, wenn ich ihn verschweige, einen Verrat an ihr begehen, die mir höher steht als alles andre?

Aber während er so in dem höchst peinlichen Zustande eines Mannes sich befand, der von verschiednen starken Empfindungen bedrängt wird und sich keiner einzigen ganz zu überlassen wagt, kam ein Zufall ihm zu Hilfe, den er in diesem Augenblicke als ein günstiges Geschick freudig begrüßte. Der Schiffer, welcher ihn hierher gebracht, hatte sich zur Wohnung des Haushofmeisters begeben und dort ein gastfreundlich angebotenes Gläschen Genever getrunken. Er kam jetzt in Begleitung des jüngsten Degenhard, des Freundes der blonden Millicent, herangeschritten, und beide meinten, daß es ein vorzügliches Wetter und eine günstige Gelegenheit sei, mit dem Schleppnetz zu fischen. Wenn es der Herr Graf erlaubte, wollten sie mit beiden Booten hinausfahren. Und vielleicht, so meinte Degenhard, würde es den Herrschaften Vergnügen machen, den Fang mit anzusehen.

Der Baron wollte nicht mit. Sein Fuß erlaube ihm solche wacklige Partien nicht, sagte er. So blieb auch der Graf zurück, um den Besuch nicht allein zu lassen. Aber Dorothea, meinte der Baron, würde Vergnügen an der Wasserfahrt finden und Herr Eschenburg würde sie vielleicht begleiten wollen.

In der That fanden beide Vergnügen daran, und fast ohne zu wissen, wie ihnen geschah, gingen sie, ob dieser frohen Aussicht eines ungestörten Beisammenseins ganz befangen, hinunter an den Strand.

Der junge Degenhard richtete die Art und Weise der Ausfahrt ein. Er war mit dem Fischfang ebenso vertraut wie mit der Jagd. Gemeinsam mit seinem Vater trug er das Netz herbei und schob mit Hilfe des Schiffers, den Eberhardt mitgebracht hatte, des Grafen Boot ins Wasser. Dann half Eberhardt seiner Dame in das Schiffchen, worin er gekommen war, und behielt dessen Besitzer bei sich, die Degenhards aber besetzten das andre Fahrzeug, und neben einander ruderten sie hinaus.

Sie sind ein geschickter Mann, mein liebenswürdiger Freund, wenn dies Arrangement durch Ihre Klugheit zustande gekommen ist, sagte Dorothea in englischer Sprache mit einem Lächeln, worin Eberhardt ebensowohl einen scherzend gemeinten Vorwurf, als die glücklichste Zufriedenheit lesen konnte.

O, meine angebetete Dorothea, erwiderte er, ich verehere ohne irgend welchen Stolz auf meine Voraussicht nur die gütige Hand eines schützenden Genius in dieser entzückenden Gelegenheit, Ihnen allein nahe zu sein.

Wirklich? sagte sie nachdenklich, den Blick auf das hübsche, braune Gesicht des jungen Degenhard richtend. Dann wäre es nicht unmöglich — aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen darf —, daß meine gute Millicent indirekt die gütige Hand lenkt, die Sie verehren.

Der junge Degenhard bemerkte wohl den Blick, der forschend auf ihm ruhte, aber er saß ungemein ehrbar da und schien sich allein um das Netz zu bekümmern, das nun von den Männern zwischen beiden Booten ausgebreitet ward und, von bleiernen Gewichten nach unten gezogen, durch die Fluten hinschleppte. Man war aus der Bucht heraus in die offene See gekommen, die Ruder waren eingezogen und die Segel entfaltet, mit halbem Winde zogen die Schiffe nordwärts, und nur das leise Plätschern am Kiel unterbrach die leuchtende, glitzernde Stille. Eberhardt hatte das Tau des Segels und das Steuerruder seines Fahrzeuges in Händen, während der Schiffer mit dem Netze beschäftigt war, und er blickte mit ruhiger Wonne auf die geliebte Gestalt ihm gegenüber.

Ich bin sehr geneigt, alles zu verehren, was uns beschützt, sagte er, und keinen Genius zu verschmähen, der meiner Sehnsucht zu Hilfe kommt. Sie haben wohl keine Ahnung davon, meine stolze Freundin, mit welcher Anziehungskraft Sie ausgestattet sind und mit welcher Dankbarkeit ich jede Minute betrachte, die mir den Anblick Ihres geliebten Antlitzes und den süßen Ton Ihrer

Stimme gewährt. In meiner einsamen Behausung und auf meinen Wanderungen an dieser mir nun so interessanten Küste verfolge ich immer nur dies teure Bild, das mir jetzt gegenwärtig ist. Sie glauben nicht, mit welcher Beharrlichkeit ich Ihnen in Gedanken nachgehe. Das selige Entzücken, das ich an jenem Morgen empfinden durfte, wo mir zuerst diese Augen ihr Geheimnis verrieten und diese Lippen es bestätigten, brennt in meinem Herzen unauslöschlich nach. Ich folge von weitem jedem Ihrer Schritte und begleite Sie bei allen Ihren Beschäftigungen im Laufe der langen Stunden, wo ich von Ihnen getrennt bin. Ich denke mit inniger Teilnahme an die Weise Ihres Herzens von uner schöp flicher Güte. Jetzt, denke ich, ist meine Dorothea von der Sorge für die armen Leute erfüllt, deren traurige Lage sie verbessern will, und ich beneide jeden von diesen Tagelöhnern und jedes dieser von Arbeit geblühten Weiber, denen Ihre Gedanken sich zuwenden, jetzt, hoffe ich, ist sie wohl auf dem Balkon und blickt — verzeihen Sie meiner Kühnheit — in der Richtung aus, von der ich kommen könnte. Und oft denke ich mit Bittern und Traurigkeit daran, daß ich vergessen sein könnte, und daß ein Herz, an welches so viele Ansprüche erhoben werden, würdigere Ziele als meine Erinnerung wählen könnte.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber. Eine Erzählung aus den Jahren 1407 und 1408. Von J. Bonnet. Wiesbaden, Julius Niedner, 1888.

Dieses Buch giebt sich als erster Band von Erzählungen aus alten deutschen Städten, der Zweck desselben ist also mehr ein didaktischer als ein poetischer, und wenn auch der Verfasser in der Vorrede den Satz aufstellt, die Poesie dürfe nicht vergessen, daß sie sich im geschwisterlichen Bunde mit der Geschichte Selbstzweck bleibe, so lassen sich doch zwei Zwecke nebeneinander schwer erreichen, ohne daß der eine den andern überwiegt oder beide sich gegenseitig beeinträchtigen. In der Regel muß man denn auch viel Belehrung mit in den Kauf nehmen, die mit dem dichterischen Zwecke nicht in unmittelbarer Verbindung steht; und andererseits fällt die geschichtliche Belehrung, soweit sie nicht unmittelbar und geradezu gegeben wird, unter der Einwirkung der Dichtung leicht etwas unklar und schielend aus. Doch wozu den vergeblichen Kampf gegen die Mißbildung der „archäologischen Erzählung“ (so nennt der Verfasser selbst seine Schöpfung) mit den alten Gründen immer und immer wieder aufnehmen? Gegen Einwendungen dieser Art ist der Verfasser gefeit, denn er spricht sich in den ersten Sätzen seiner Vorrede sehr schneidig gegen die Tadler im allgemeinen aus; wenn er trotzdem „auf die billige Nachsicht einer verständigen Kritik“ hofft, so meint er damit wohl eben eine, die ihm seine Vorsetzungen über die Berechtigung der ganzen Gattung zugiebt.